

# Schweizerblut? : Erzählung

Autor(en): **Schlatter, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 8

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666413>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Schweizerblut?

Erzählung von Arnold Schlatter

Heinrich Anderglatt war ein etwas schwächliches Büblein. Abseits vom Dorf wuchs er mit seinen zwei Schwestern in der Direktorsvilla bei der großen Fabrik auf. Die grünen Lebhagmauern des Parks durfte er nur an der Hand seiner Eltern oder mit dem Dienstmädchen verlassen.

Was Wunder, daß er halb betäubt darsaß, als ihn die Mutter eines Tages in die Schule bringen mußte. In der ersten Pause schon war er umringt von einer dichten Schar johlender und kreischender Knirpse, die seinen Matrosenanzug begafften und verlachten, und die ihn alles mögliche ausfragen wollten.

„Was mainischt?“ mußte er alle Augenblicke fragen.

„Ghörst nöd guet? Chasch denn nöd dütsch?“ brüllte dann der ganze Chor.

Ja, das war's: Von den Worten, die um ihn herumswirrtten, verstand er nur die Hälfte. Teils wegen des allgemeinen Lärms, teils eben — weil seine Eltern und ihr Dienstmädchen nicht schweizerdeutsch, sondern schwäbisch sprachen.

Nun — Kinder sind lernbegierig und wollen zusammenkommen. So lernte der kleine Heinrich in kurzem die landesübliche Sprache und auch sich zu behaupten. Er setzte es zu Hause durch, daß er Kleider bekam, die denen der Dorfhuben gleichen. Er erhielt die Erlaubnis, mit seinen Kameraden in den Dorfgassen und im Ried herumzustreichen oder Freunde in Park und Villa mitzubringen.

Freundschaften und Reibereien mit den Dörflern hielten sich ungefähr die Waage. Ein Wort aber mußte er bei jedem Bank immer wieder hören. — „Du bist en Schwob!“ hieß es da jedesmal.

Beim Mittagessen fragte er: „Stimmt das?“

„Nein,“ belehrte ihn der Vater, „wir sind Schweizerbürger, so gut wie die andern.“

Als Heinrich aber bei der nächsten Gelegenheit mit dieser Antwort auftrumpfen wollte, ließ man ihn abblitzen. — „Ja, Papierlischwizer,“ tönte es höhnisch zurück. Dagegen halfen

alle Beteuerungen, daß seine Eltern nur im Ausland aufgewachsen, seine Vorfahren aber in der Schweiz gelebt hätten, nichts. Denn wenigstens in einem Punkt wollte man dem vornehmen Herrenbüblein unbedingt überlegen sein. — Obwohl Heinrich solche Stänkereien nicht übertrieben tragisch nahm, irgendwie wuchs ihn dieser Stachel doch ins Fleisch.

Nach der sechsten Klasse kam Heinrich in das Internat der Kantonschule, ziemlich weit weg in der Kleinstadt, die eine Großstadt sein wollte. Kein Mensch wußte da mehr etwas von der „Schmach“, daß seine Eltern nicht recht schweizerdeutsch konnten. Ebenjowenig war das der Fall in der Universitätsstadt, wo er nach bestandener Matur Chemie zu studieren begann.

Der große Krieg stand vor der Tür. Hatte in der Kantonschulzeit noch Internationalismus, Völkerbund und Paneuropa die jungen Leute beschäftigt, so griff jetzt alles eine Begeisterungswelle für Bodenständigkeit und Schweizertum. Das „Schwyzerdütsch“ wurde entdeckt und zum Kult erhoben, man zitierte den achten Schweizer, der mit seiner ausländischen Braut an der „Santi“ unter einer Käseglocke zu sehen war.

Heinrich erlebte das alles zutiefst, war er doch eben in seine Bürgerrechte eingetreten, durfte stimmen und Militärdienst leisten. — „Bin ich solch ein volksverbundener, wurzelechter Schweizer, wie er da im Radio und von allen Kathedern verkündet wird?“ fragte er sich oft. — „Ist nun das Dorf, mit dessen Bauern und Arbeitern ich eigentlich kaum zusammenkomme, wenn ich einmal heimfahre, meine Heimat, oder mein Bürgerort, den ich noch nie gesehen habe, oder die Stadt, in der ich nur ein paar Studenten und Professoren kenne?“

Immerhin, das Dorf, in dem seine Vorfahren jahrhundertlang gehaust hatten, wollte er nun doch einmal besuchen. Die Führung konnte eine alte Tante übernehmen, die dort noch Beziehungen hatte. Bei dieser allledigen Dame, welche ihm die Eltern als einzige nähere Verwandte in der Schweiz bezeichnet hatten, war er



schon dann und wann zum Nachessen eingeladen gewesen.

Also setzte er sich eines Sonntags mit dem munteren alten Fräulein in den Zug und fuhr durch eine blühende Frühlingslandschaft diesem Dorf zu. In dem seltsam aus allen und modernen Teilen zusammengeschachtelten Bauernhaus wurden sie freundlich vom weißhaarigen Besitzer empfangen und in die Stube geführt.

„Ja,“ erklärte dieser, die Brust dehrend, die Daumen in den Armlöchern der Weste eingehängt, „das ist einer der ältesten und größten Aderglathhöfe. — Die halbe Gemeinde heißt ja Aderglatt. Wir müssen uns deshalb mit allerlei Uebertreibungen auseinanderhalten. Ich heiße beispielsweise Fruchthändlers Konrad, weil mein Vater noch mit Korn gehandelt hat; dort drüben wohnt Botenschagis Michel usw.“

Dann kramte er aus einer Schublade eine vergilbte Wappenzeichnung. Heinrich erkannte mit Begeisterung, daß das gleiche Wappen bei ihnen zu Hause im Salon hing. Auf seine Bitte holte der Hausher nachher, als man bei Most und Käse saß, auch noch eine andere Familienreliquie vom Estrich: den „Berliner“, eine gestickte Umhängetasche, auf welcher der Name seines Urgroßvaters mit der Jahrzahl 1844 prangte. Sie hatte einst den Schlossergejellen auf der Wanderschaft durch Deutschland begleitet. Beim Umgang durch Stall, Scheune und Baumgarten bot der alte Bauer seinem Gast sogar das Du an und behandelte ihn ganz als einen zu ihnen gehörigen, eben einen Aderglatt. Heinrich schied mit einem heimlichen Glücksgefühl; denn er hatte ein Bild gewonnen von der urtümlichen Sicherheit der landbauenden Menschen, mit dem ihn verborgene Fäden verbanden und das er jederzeit in seinem Innern hervorrufen konnte, wenn ihn Zweifel an seiner schweizerischen Herkunft bedrängen wollten.

Als er auf dem Heimweg die alte Dame dann nach weiteren Nachrichten anbohrte, erwies sie sich als eine ergiebige Quelle legendenumrankter Familienchronik. Da vernahm er, wie fast zur gleichen Zeit, als der eine Urgroßvater nach Deutschland auswanderte, der andere von dort her in die Schweiz kam. Der sei ein achtundvier-

ziger Liberaler und Buchdrucker gewesen. Wie dann nach der niedergeschlagenen Revolution die preußischen Husaren in das Städtlein einzogen, da sei der Bürgermeister, sein Freund, zu ihm in die Druckerei gelaufen und habe ihn beschworen, sofort Reißaus zu nehmen. So habe er sich in Arbeitsmittel und Mühe, mit den zwei Gulden, die ihm der Bürgermeister zugesteckt halte, bis zum Bodensee durchgeschlagen. Dort habe ihn ein Fischer in seinem Boot, wohlverborgen unter Regen, so daß ihn die verfolgenden Landjäger nicht entdeckten, übergesetzt.

Wieder ein Zweig habe während Jahrhunderten sein Brot durch Kaufmannschaft in einem kleinen Schweizerstädtchen verdient. Diese, Zurlinden mit Namen, seien ursprünglich als reiche Eisenwerkbesitzer in Kärnten beheimatet gewesen. Als aber unter Ferdinand II. das Land mit Gewalt rekatholisiert wurde, da hätten sie sich als treue Anhänger der reformierten Kirche zur Flucht entschlossen. Nicht genug könne man den Glaubensmut dieser Familie preisen, die ihren ganzen Besitz verließ und auf die Schliche der Jesuiten, die diese gewerbsamen Leute gerne im Land gehalten hätten, nicht eingingen.

Das Gehörle begann mächtig Wurzel zu schlagen in Heinrichs Gedankenwelt. Noch mehr wollte er in die Vergangenheit seines Geschlechts eindringen, insbesondere in die der bäuerlichen Vorfahren. So kam es, daß der Chemiestudent Aderglatt eines Tages, zwar etwas befangen aber zielbewußt, in dem alten Klostergebäude, das als Staatsarchiv diente, vorsprach und die Kirchenbücher seiner Heimatgemeinde einzusehen wünschte. Verbissen begann er an den schwierigen Handschriften längst verstorbener Pfarrherren herumzuklauben. Was er herausbrachte, ergab zwar eine recht dekorative Stammbaumzeichnung, enttäuschte ihn aber doch ein wenig. Es blieb bei Geburts- und Todesdaten, Namen von Ehefrauen, etwa einem Beinamen oder einer Berufsbezeichnung. Ueber raschend waren die Nachkommenschaftszahlen, manchmal bis zu zwanzig Kindern, von denen allerdings meist der größere Teil schon in zartem Alter starb.

Heinrich sah ein, daß er die Dorfgeschichte selbst studieren müsse, wenn er mehr vom Leben